

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 33 (1957-1958)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Wie leben die Mönche? : Ein Blick hinter die Klostermauern von Einsiedeln  
**Autor:** Räber, P. Ludwig  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073488>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

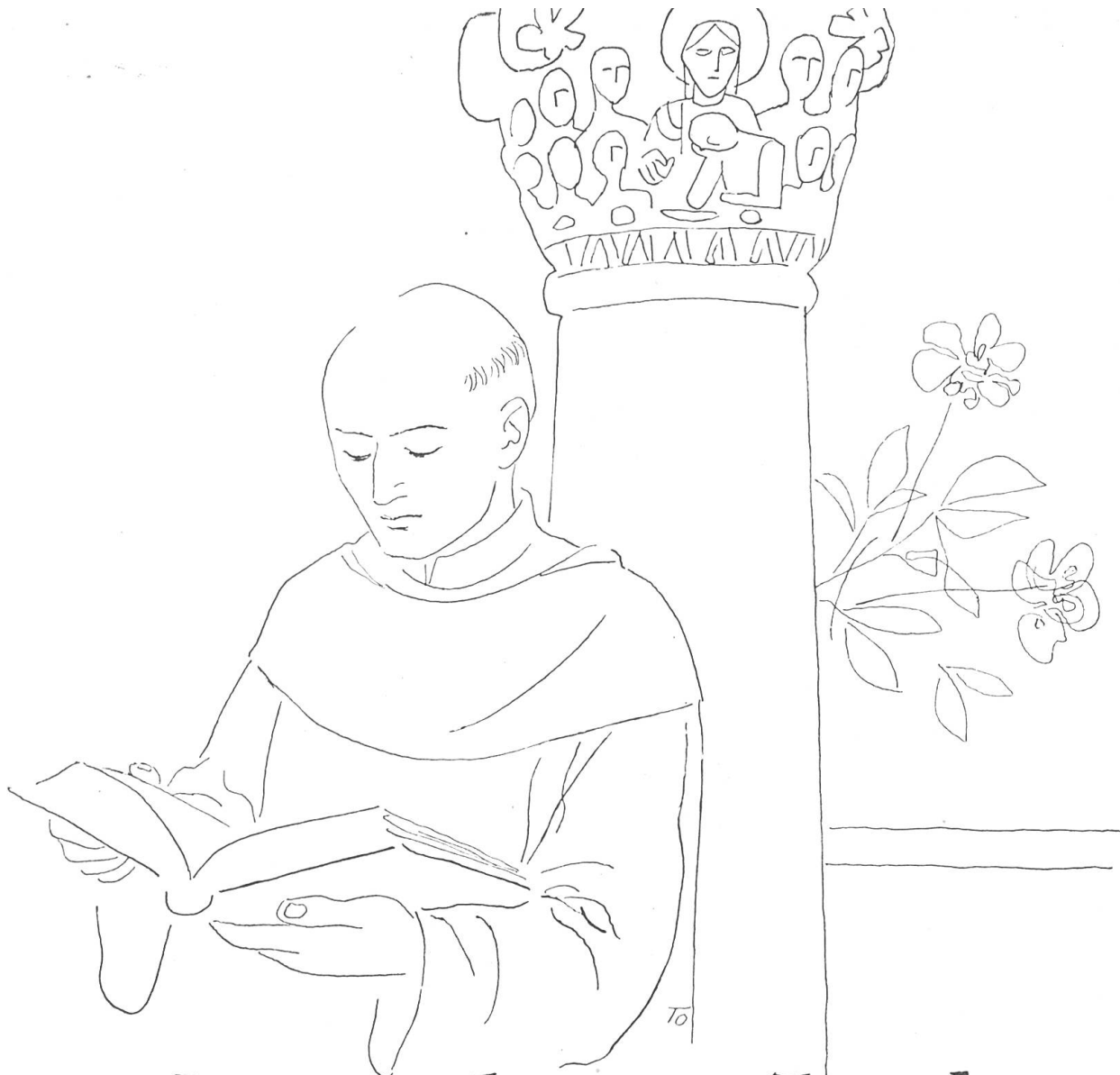
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# WIE LEBEN DIE MÖNCHE?

Ein Blick hinter die Klostermauern von Einsiedeln

Von P. Ludwig Räber O.S.B.  
Rektor der Stiftsschule Einsiedeln

Illustration von Hans Tomamichel

**E**s war ein eigenes Zusammentreffen: Ende November vorigen Jahres sandte mir der Artemis-Verlag zur Besprechung das neueste Werk von Walter Nigg, «Prophetische Denker». Hier begegnete ich im Abschnitt über den englischen Konvertiten John Henry Newman dem Satz: «Die Unkenntnis über die andere Konfession war damals und ist heute noch erschreckend groß, bei Laien und Theologen, bei Katholiken und Protestanten, in England und anderswo, sie nimmt manchmal ganz unbegreifliche, groteske Formen an. Man kann nie genug für das bessere Verstehen der Chri-

sten untereinander eintreten, da es die Beseitigung von Mißverständnissen zur Voraussetzung hat.» Und wenige Tage später, am 12. Dezember 1957, forderte mich Dr. Adolf Guggenbühl brieflich auf, den Lesern des «Schweizer Spiegel» 5000 Worte zu schreiben über das Thema: «Was ein Kloster ist, und was es nicht ist.»

Ein Brief, wie er nicht täglich in Einsiedeln eintrifft. Und wertvoll war mir vor allem die Begründung: «Unsere Leser... sind in der überwiegenden Mehrheit Protestanten. Gerade deshalb aber glauben wir, daß es gut wäre, ge-

weiße Mißverständnisse, die im Bezug auf den Katholizismus herrschen, zu beseitigen. Bei aller Wahrung des eigenen Standpunktes kann es nicht gut sein, wenn man über die andere Konfession falsch orientiert ist. Nach unserer Erfahrung wissen die Protestanten wenig vom Katholizismus, besonders aber von den Klöstern. Dieser Artikel sollte nun dazu dienen, das wahrscheinlich verzerrte Bild richtig zu stellen.»

Auf so viel Anständigkeit kann man nur mit einem raschen und klaren Ja antworten. Selbstverständlich gab ich diese Zusage mit Wissen und Zustimmung meines zuständigen Vorgesetzten. Auch der weitem Bitte über die Form des Artikels durfte ich mich nicht verschließen: «Für uns ist es außerordentlich wichtig, daß der Artikel nicht abstrakt wird, sondern möglichst persönlich geschrieben wird, also in der Ich-Form.»

Man klage mich also nicht des geistigen Exhibitionismus und einer indiskreten Schamlosigkeit an, wenn ich auf den folgenden Seiten anders zu schreiben versuche als dies in scholastischen Traktaten der Brauch ist.

Leider kann ich meinen Lesern keine pikante Selbstbiographie vorlegen, wie dies der amerikanische Trappist Thomas Merton in seinem «Berg der sieben Stufen» getan hat und damit den amerikanischen Buchmarkt um einen Bestseller bereicherte. Denn ich bin ein simpler Eidgenosse mit ganz normalem Stammbaum und Lebenslauf.

Aber interessant ist die Frage und Tatsache, weshalb es heute überhaupt zu solchen Begegnungen kommt. Was soll das heißen, daß Mönche, Priester und Nonnen in der Literatur, auf dem Theater, im Film und in Revuen plötzlich wieder «salonfähig» werden? Ist es nur das Suchen nach einem möglichst «ausgefallenen» und damit auch zügigen Vorwurf? Oder steckt dahinter manchmal auch die verschwiegene Erwartung, es könnten sich hinter Schleiern und Klostermauern dem Suchenden Werte und Horizonte erschließen, um die man lange nicht mehr wußte?

Die zahlreichen Begegnungen mit vielen und sehr verschiedenartigen Besuchern unseres Klosters – Divisionäre und Rekruten, Minister und Schulbuben, Gelehrte und Globetrotter, Atheisten und Glaubensbrüder anderer christlicher Bekenntnisse usw. – haben mich immer wieder davon überzeugt, daß es in weiten Kreisen ein ehrliches Fragen und Suchen gibt; und

immer wieder erleben wir die Freude, daß unsere Gäste besinnlich und tief beglückt unser Haus verlassen. Zugleich aber spürten wir auch immer wieder, wie schwer es manchmal ist, verstaubte Begriffe abzustauben, abgeschliffenen Münzen neuen Glanz zu geben und durch die Kruste verhärteter und sehr einseitiger Vorstellungen bis zu jener warmen Herzensmitte vorzustößen, wo der Mensch dem Menschen begegnen kann. Oft können es diese flüchtigen Gäste fast nicht fassen, daß auch Mönchsfüße Bally-Schuhe tragen, daß auch hinter Klostermauern rote Backen blühen, und unsere Zellen heiterer wirken als manches Hotelzimmer.

### Was ist ein Orden?

**A**BER auch dies liegt uns fern, über diese große Entfremdung zu staunen. Wie könnte es anders sein? Denn wirken all diese möglichen und unmöglichen gekräuselten und gesteiften Schwesternhauben manchmal nicht tatsächlich etwas grotesk? Und wie soll eine Mönchskutte als isolierte Erscheinung im modernen Straßenbild von Zürich oder Genf nicht wirklich auffallen? Der Klerus der katholischen Kirche ist in der westlichen Welt ja tatsächlich der letzte Stand, der sich seine eigengeprägte Lebensform bewahrt hat.

Richtig ist ferner dies, daß Farbe und Schnitt unserer Ordenstrachten in weit entlegene Jahrhunderte zurückweisen. Und wer diesen historischen Kommentar nicht in der Schule mitbekommen hat, der kann mit solchen Gestalten nur schwer noch etwas anfangen. Er kann es darum auch nicht glauben, daß diese merkwürdigen Menschen dennoch klar und unverbogen ein nützliches Leben leben, daß ihre Gedanken dem Denken unserer Zeit nicht ferne sind, und daß ihre Worte nichts anderes meinen als was sie besagen.

Bereits fiel das Wort von der «Ordens-tracht». Was ist das aber, ein katholischer «Orden»? Auf jeden Fall etwas wesentlich anderes als eine gesellschaftliche oder militärische Auszeichnung, wie etwa der englische Hosenbandorden oder der Orden «pour le mérite» I. und II. Klasse. Das Lehnwort Orden kommt vom lateinischen Worte «ordo» und besagt nach Menge: Reihe, Linie, Abteilung, Stand, Klasse, Ordnung, Sitte, Regel. Unter einem katholischen Mönchsorden haben wir uns demnach eine festgegliederte Lebensgemeinschaft von

Männern oder Frauen vorzustellen, deren Lebensweise von einer Ordens-«Regel» genau bestimmt wird. Diese Regel ist meistens das Lebenswerk des betreffenden Ordensstifters, und sehr oft benennen sich die einzelnen Orden auch nach ihrem Gründer. Das gilt z. B. für die Benediktiner, die in Benedikt von Nursia († um 547), dem Erbauer Monte Cassinos, ihren geistlichen Vater verehren. Die Franziskaner tragen das braune Kleid des hl. Franz von Assisi († 1226). Die Dominikaner wurden vom hl. Dominikus († 1221) gegründet; ähnliches gilt von den Basilianermönchen der orthodoxen Kirche usw. Andere Orden benennen sich nach ihrem Mutterkloster (Trappisten: La Trappe), oder einer bestimmten geistigen Zielsetzung. So nannte Ignatius von Loyola († 1556) seine Gemeinschaft «Compagnia de Jesus», daher Jesuiten, Alfons von Liguori gab seinen Volksmissionären den Namen des göttlichen Erlösers (lat. redemptor), daher Redemptoristen, und eine große neuzeitliche Missionsgesellschaft nennt sich «Gesellschaft vom göttlichen Wort».

Ähnliches gilt nun auch von den Schwesterngemeinschaften. So gibt es Franziskanerinnen, Benediktinerinnen, Dominikanerinnen, und in der Neuzeit eine fast unübersehbare Zahl von kleinen und großen «Kongregationen» (congregatio = Vereinigung). Die weitverbreiteten Krankenschwestern von Ingenbohl und die Schulschwestern von Menzingen z. B. nennen sich «Kreuzschwestern» oder «Gesellschaft vom hl. Kreuz».

Um diese Orden organisatorisch sogleich unterscheiden zu können, pflegen die Ordensleute ihrem Namen gewöhnlich die Abkürzung ihrer Gesellschaft anzufügen: O.S.B. (Benediktiner), O.F.M. (Franziskaner), Cap. (Kapuziner), S.J. (Jesuiten), usw.

Gesamthaft kennt die katholische Kirche gegenwärtig rund 100 männliche Ordensgemeinschaften mit 270 000 Ordensmännern und etwa 700 Schwesterngemeinschaften mit 1 Million Nonnen und Schwestern.

### Die Mönche von Einsiedeln

**S**ELBSTVERSTÄNDLICH hat jeder Orden nicht nur seine eigene Geschichte, Regel und Lebensform, sondern auch seine eigene Ordensleitung. Zum bessern Verständnis dieser Tatsache denken wir am besten an die Vielgestalt der konkreten Staatsformen: Demokratie,

Monarchie usw. Was im Staat die Verfassung ist, ist für die Orden ihre Regel, und die klösterlichen Gewohnheitsrechte könnten wir mit dem ZGB und OR vergleichen. Die letzte organisatorische Instanz, die über allen Orden steht, ist die sogenannte «Religiosen-Kongregation» in Rom, an deren Spitze ein Kardinal-Präfekt steht. Hier fallen die letzten Entscheidungen disziplinärer, organisatorischer und gerichtlicher Art.

Doch nun genug des Kirchenrechtes. Und damit zurück zur Fragestellung: «Wie leben die Mönche?» Auf Grund des Gesagten ist es nun freilich klar, daß ich unmöglich das Porträt «des» Mönches und «der» Nonne skizzieren kann. Sondern ich erzähle notgedrungen von *einer* bestimmten Lebensform, von *einem* bekannten Kloster. Daß die Stunde des Frühstückes, der Schnitt des Ordensgewandes und der äußere Aufgabenbereich also nicht automatisch von Einsiedeln auf die Kapuziner in Rapperswil, auf die Jesuiten in Wien, die Trappisten in Kentucky, den Missionar im Busch oder die Dominikaner in Jerusalem übertragen werden dürfen, ist nun wohl klar und selbstverständlich.

Daß aber im folgenden gerade von Einsiedeln die Rede sein wird, hat seinen Grund ganz einfach darin, daß der Gefragte seit 20 Jahren Mönch von Einsiedeln ist, nur von dieser Lebensform aus eigener Erfahrung sprechen kann, und schließlich vielleicht auch deshalb, weil in den Augen vieler Protestanten unseres Landes Einsiedeln gewissermaßen der «type modèle» eines Klosters ist, für viele Protestanten auch schlechthin «der» Repräsentant des schweizerischen Katholizismus.

Wie also leben die Mönche von Einsiedeln?

Beginnen wir mit dem Äußeren: Wir tragen die schwarze Kutte der Benediktiner, etwas genauer noch: der Schweizer Benediktiner! Denn gerade bei den traditionsliebenden und sehr traditionsgebundenen Benediktinern zeigen sich sehr deutliche Unterschiede von Land zu Land, ja selbst von Kloster zu Kloster. Denn jedes Kloster hat ja seine eigene Geschichte, steht in einer anders gearteten Landschaft und empfing von seinen wechselnden Aufgaben einen ganz persönlichen Lebensstil.

Die Anfänge Einsiedelns weisen in die karolingische Zeit zurück. Der erste Mönch des Finstern Waldes, St. Meinrad, stammt aus dem karolingischen Inselkloster Reichenau. 835 bis 861 lebte er als Klausner (Waldbruder) an



jener Stelle, wo heute die Klosterkirche sich erhebt, und starb hier als Opfer zweier Raubmörder am 21. Januar 861. Andere Klausner folgten seinem Beispiel. 934 vereinigte Abt Eberhard diese zerstreut lebenden Waldbrüder zu einer wirklichen Klosterfamilie. Der Landesherr, Herzog Hermann von Schwaben, schenkte den Boden. König Otto I. verbriefte 947 die Rechte des Stiftes, Besitz und freie Abtwahl, und 948 erfolgte die Weihe der Kirche durch den Landesbischof, St. Konrad von Konstanz. Was Otto I. begann, vollendete Kaiser Heinrich II., als er 1017 auf seiner Pfalz in Zürich Abt Wirunt von Einsiedeln einen ansehnlichen Landkomplex verbriefte, nämlich die Täler der Sihl und Alp. Damit waren die Äbte von Einsiedeln in die Zahl der Reichsfürsten und kirchlichen Landesherren eingereiht – eine Entwicklung und Politik, die erst mit der Besetzung des Stiftes durch die Franzosen 1798 ihren Abschluß fand. Und wir trauern diesen Dingen nicht nach! Zudem sind die weltlichen Titel kirchlicher Würdenträger – Fürstabt, Fürstbischof usw. – vor wenigen Jahren durch eine Verfügung Roms ausdrücklich der Vergangenheit überliefert worden, d. h. sie sollen nicht mehr geführt werden. Ein schweizerischer Demokrat kann sich über so viel Wirklichkeitssinn nur freuen.

Einsiedeln ist also eine Benediktiner-Abtei. Das Gesetz unseres Hauses ist die Klosterregel von St. Benedikt. Was will diese Regel, die seit 1400 Jahren Millionen von Mönchen Halt und Lebenssubstanz gewesen und darüber hinaus zum Erziehungsbuch des Abendlandes geworden ist? Sie will die Mönche «in der Gefolgschaft des Evangeliums» zum ewigen Leben führen. Alle Formen des mönchischen Lebens – Gebet, Arbeit, Gehorsam, Armut und eheloses Leben – haben im letzten nur dieses eine Ziel, «Leib und Seele in Zucht zu halten», um allzeit bereit zu sein, die Stimme des Meisters zu hören und seinem Ruf zu folgen. Selbstverständlich behaupten wir nicht, die mönchische Lebensform sei die einzige gültige Form der wirklichen Nachfolge Christi. So etwas zu denken, schon gar zu sagen, wäre vermessener Stolz, unwahr und bitteres Unrecht. Aber ebenso irrig wäre es, zu übersehen, wie stark und unlösbar das Evangelium mit der Entstehung und Entwicklung des Mönchtums verbunden war und noch immer ist.

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle nochmals den evangelischen Theologen Walter Nigg zu

## WOHER STAMMT DIESES WORT?

### Bumer, Boussel und Häli

Wenn ein kleines Kind vom Hund als vom *Wau-wau* spricht, braucht man die Erklärung dieser Tierbezeichnung nicht weit zu suchen; anders aber liegen die Dinge, wenn die Mutter ihr kleines Kind fragt: «Geesch dē schönen *Bumer?*» oder wenn der Vater seinem Unmut freien Lauf läßt: «Dē *Boussel* bället de ganz Tag!» Und was bedeutet eigentlich die Klage der Mutter: «*Du tuesch wien es Häli!*»

Viele unserer mundartlichen Tierbezeichnungen sind aus Lockrufen entstanden. Wir suchen eine Katze, indem wir rufen bs-bs-bs oder bus-bus-bus; die Bäuerin, die den Hühnern Futter bringt, lockt sie bi-bi-bi. Aus diesen Lockrufen sind Bezeichnungen wie *Büsi* für Katze und *Bibi* für Huhn entstanden.

Das Kind, das *tuet wien es Häli*, weiß sich vor Übermut kaum zu fassen. *Häli* ist der Lockruf für ein Schäfchen oder ein Kälbchen. *Es tuet wien es Häli* heißt also, es benimmt sich so ungestüm wie ein Schäfchen oder Kälbchen auf der Weide, das von seinen drolligen Sprüngen nicht genug bekommen kann. Genau so bedeutet der Ausdruck *ausgelassen* eigentlich: übermütig wie ins Freie gelassenes Vieh.

Anders liegt die Sache bei *Boussel* oder *Bausel*. Das Wort hängt zusammen mit *banzen*, *wauwau* oder *banbau* machen; der *Boussel* ist also der Kläffer. *Bumer* schließlich nannte man eigentlich eine aus Pommern stammende Art des Spitzhundes. Da der Spitz oft recht dick wird, hat man den Ausdruck *Bumer* auch auf rundliche Menschen übertragen.

Johannes Honegger

zitieren, dessen Urteil wir wörtlich übernehmen können: «Vor allem ist das Mönchtum eine legitime Ausprägung des Christentums. Den größtenteils unfruchtbaren Diskussionen über die Entstehung des Mönchtums im Christentum ist der eine Satz entgegenzuhalten, daß die christliche Kirche das monastische Leben implicite in sich hat und daß dasselbe ihr nicht aus heidnischen Einflüssen zugeflossen ist ... Die Wurzeln des christlichen Mönchtums gehen auf das Neue Testament zurück ...»  
(*Vom Geheimnis der Mönche*, 1953, S. 15.)

### Der Weg ins Kloster

**A**BER ist das noch immer so? Wie kommt denn heute ein junger Mensch dazu, hinter Klostermauern zu fliehen, in einer Zelle sich einzuschließen, dieweil die herrliche Welt so weit und offen vor ihm liegt?

Der Weg ins Kloster ist vielgestaltig. Jede einzelne Berufung ist eine Geschichte für sich, und bleibt im Letzten das Geheimnis jeder Seele mit ihrem Gott. Aber soviel glaube ich sagen zu dürfen: Der wirklich Berufene klopft nicht an, weil ihn die Welt enttäuschte, weil eine Liebe zerbrach, weil er den Weg zum Du nicht fand, weil ihm die Ehe nichts «sagte», schon gar nicht deshalb, weil wir den Kampf des Lebens fürchteten und fette Pfründen suchten. Das alles ist Karikatur. Es mag für diese und jene verfehlte Berufung gelten, nicht aber für das Ganze.

Was also wollten wir, als wir mit 20 und 25 Jahren den Tornister in die Ecke stellten und nochmals als Kloster-Rekruten uns die Haare scheren ließen? Wir wollten Zucht und Ordnung; ein sinnvolles Leben, das Gott in die Mitte stellt; wir suchten eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten, die sich stützt und fördert. Wir suchten Sammlung, Beherrschung, Lebensstil und Lebensform; dazu eine sinnvolle Arbeit im Dienste Gottes, für Kirche, Volk und Heimat.

Die meisten von uns sind zudem aus der Stiftsschule herausgewachsen. Die Mitbrüder und Vorgesetzten von heute waren einst unsere Lehrer in Latein, Geschichte, Mathematik. Wir lernten sie schätzen und bewundern, und irgend einmal sprang der Funke über ... «So möchte ich sein.» Noch sehe ich genau jene Lateinstunde im I. Lyzeum 1930/31, als unser verehrter Rektor, Dr. P. Romuald Banz, zum Gedenken an das Augustinus-Jubiläum uns

eine abgerundete, originelle eigene Arbeit über Charakter und Bedeutung dieses großen Kirchenlehrers († 430) vortrug. Sein ganzes Wesen war vergeistigtes Leben. Da sprang der Funke über ... «So möchte ich sein.»

Von diesem ersten Licht der Gnade – alles Gute ist Gnade – bis zu jener Stunde, wo der künftige Mönch das versammelte Klosterkapitel kniend um Aufnahme bittet, ist für gewöhnlich aber noch ein weiter Weg. Unsere Klosterschüler tragen keine Scheuklappen. Sie kommen meistens aus harmonischen und kinderreichen Familien, aus geordneten finanziellen Verhältnissen, und geistig gehören sie oft zur Elite der Maturaklasse. Auch sportlich kann sich mancher sehen lassen. Romuald Etter, der zweitjüngste Sohn von Herrn Bundesrat Etter, hielt durch Jahre den kantonalen VU-Rekord und war ein Stern am Himmel der Schweizer Junioren. Heute studiert er als P. Kassian Physik an der ETH.

Unsere Jungen wissen, daß das Leben schön ist. Oft sind sie heute auch schon weit gereist (vielleicht mit Autostop), sie waren Werkstudenten und haben eine stramme Rekrutenschule bereits hinter sich. Die Möglichkeit des Aufstieges in akademische Berufe ist gesichert – und dennoch wählen sie die Kutte. Warum? Wir haben es bereits gesagt. Sie suchen Gott, ein geistliches Leben ohne Kompromiß und Abstrich.

Nicht anders ist es bei unseren Laienbrüdern. Die Laienbrüder sind gleichfalls vollwertige Mönche; sie tragen das gleiche Kleid, folgen der gleichen Regel und essen vom selben Tisch wie die Priesterbrüder. Sie haben aber meistens keine höhere Schule durchlaufen und werden deshalb auch keine theologische Ausbildung erhalten und somit auch nicht die Priesterweihe empfangen – sie bleiben also kirchenrechtlich «Laien», im Gegensatz zu den Klerikern.

Auch diese Laienbrüder melden sich gewöhnlich als stramme junge Männer zwischen 20 und 30; wir sehen es gern, wenn sie eine abgeschlossene berufliche Ausbildung hinter sich haben, militärpflichtig sind und sich bereits in verschiedenen Stellungen bewährten. Hut ab vor diesen Männern. Mancher von ihnen darf ohne Stolz mit Petrus fragen: «Herr, siehe wir haben alles verlassen ... welcher Lohn wird uns dafür zuteil?» Der eine verließ eine Gärtnerstelle, einer war Monteur bei Sulzer und bereiste für seine Firma das alte Ruß-

land, Paris und Skandinavien; einer führte die Buchhaltung eines größeren Unternehmens, einer bediente einen Damensalon. Andere kommen von einem Bauernhof, aus der Fabrik, aus dem Gewühl der Stadt – der Geist weht wo er will. Wer vor dem Eintritt kein Handwerk erlernte, erhält vielleicht später die Möglichkeit dazu im Kloster. Oder der Bäcker macht noch eine Elektrikerlehre, ein Schneider stellt um auf den Dachdeckerberuf, wieder einer besucht die Gewerbeschule in Zürich als angehender Buchbinder.

Diese Laienbrüder – wir haben heute 64 – sind ein unentbehrliches Element unserer Klosterfamilie. Nicht nur, daß wir finanziell ohne ihre Mitarbeit in Küche, Keller und Verwaltung, in den weitverzweigten Werkstätten, im Hausdienst und am Krankenbett, in Sakristei und Garten nicht bestehen könnten, sondern vor allem geistig gehören sie zum Mark des Stammes. Ihre einfache Frömmigkeit, ihre demütige Dienstbereitschaft, ihr stilles Leiden und ihr gesunder Humor – man muß sie z. B. jassen sehen! – gehören zum Besten, was in unserem Hause lebt. Einer aus ihren Reihen, der kleine Schneiderbruder Meinrad Eugster († 1925), zählt wohl schon in wenigen Jahren zur Schar der Seligen. Sein Lebensbild ist in viele Sprachen übersetzt; auch sein Lieblingsspruch, «alles geht vorüber, nur die Ewigkeit nicht», ist heute im Mund und Herzen von Ungezählten. So wird ein Kleiner zum Lehrer der Weisheit und christlicher Größe.

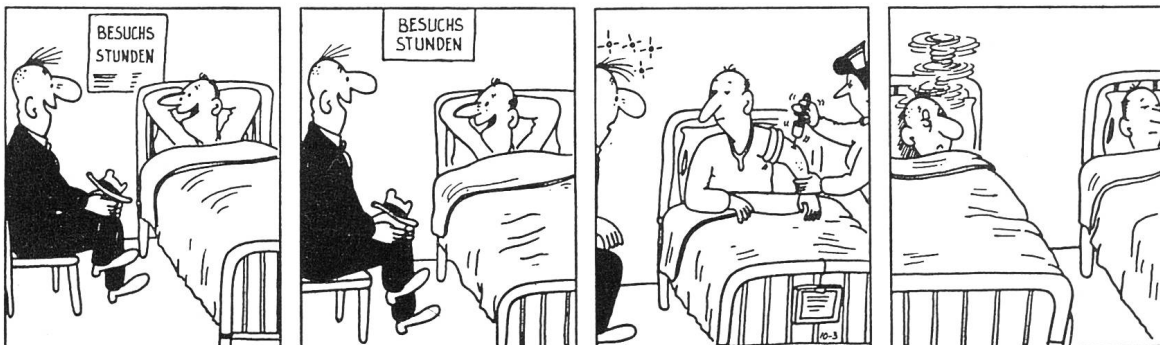
Mit solchen Zielen sind wir alle einmal über die Schwelle getreten, der eine früher, der andere später. Ich selber zählte zu den Späten. Der junge Maturus des Sommers 1932 sah seinen Weg noch nicht mit sicherer Klarheit. Es folgten sieben Semester Philosophie und So-

zialwissenschaft in Löwen (Belgien) und Wien, wo unter den Augen von Othmar Spann meine Darstellung und Kritik seines Systems zum Abschluß kam. Es widerfuhr dieser Dissertation das seltsame Schicksal, daß Gustav Fischer in Jena sie im eigenen Verlag erscheinen ließ, und Professor Kenjiro Kazamis verhalf ihr in Tokio zu zwei japanischen Auflagen. Auch menschlich waren es herrliche Jahre. Mein lieber, guter Vater – ich habe versucht, ihm ein Denkmal zu setzen in meinem Buche «Ständerat Räber» – freute sich, auch dem jüngsten seiner sechs Söhne eine gediegene Bildung schenken zu dürfen. Sein pünktlicher Monatsscheck ersparte mir jede Sorge und erlaubte manche Freude. «Abrechnungen will ich keine», sagte der Vater beim Abschied, «aber auch keine Schulden.» In diesem Punkte wenigstens habe ich meinen Vater nie enttäuscht.

Viel Großes und Schönes durfte ich in diesen Jahren sehen. Ein guter Teil Europas wurde mir zum erlebten Begriff. Aber auch dies erlebte ich immer neu: Am Grund aller Dinge ist ein tiefes Heimweh, denn alle Dinge «meinen» Ihn. Dieses Heimweh ließ mir keine Ruhe, bis ich mich durchgerungen zum vollen Ja. – Ich will es aber nicht verschweigen: Der Schritt über die Klosterschwelle an einem grauen Novembertag – es fiel der erste, nasse Schnee – war schmerzlich. Aber auch Theresia von Avila gesteht, daß ihr der Abschied jener Stunde das Herz zerriß.

Und dennoch war ich sicher, den rechten Weg zu gehen. Ein Wort von Pascal, das ich am Morgen jenes Tages «zufällig» in den «Pensées» fand, war mir das Licht für alle kommenden Jahre: «Tu ne me chercherais pas, si tu ne m'avais déjà trouvé.»

## Bilder ohne Worte



### Vier Jahre der Prüfung

**I**N allen Klöstern beginnt das neue Leben mit einem Probejahr, dem Noviziat. Das Kirchenrecht verlangt für seine Gültigkeit die ungekürzte Dauer von 365 Tagen. Das Noviziat (novus = neu; Novize = Neuling) ist die Rekrutenschule des Klosterlebens, die Kinderstube der Mönchsfamilie. Je besser die Kinderstube des Elternhauses war, desto leichter findet sich der junge Mönch auch in der Klosterwelt zurecht. Und nochmals sei es gesagt: auch die Rekrutenschule schärft das Verständnis für manche klösterliche Forderung, zum Beispiel Ordnungssinn und Sauberkeit, Organisation und Disziplin. Es ist nicht zufällig, daß Sankt Benedikt seine Mönche «Soldaten» nannte; ihr Klosterleben ist eine «militia», Soldatendienst. Auf jeden Fall habe ich keinen meiner 217 Dienstage je bereut. Und es kann mir noch heute passieren, daß über die Straße ein Arbeiter auf mich zukommt, um seinem Waffenkamerad im Bat. 72 die Hand zu reichen. Der «Instruktor» des Noviziates ist der Novizenmeister. Tatsächlich führt er in unserm Kloster den Titel «Pater Instruktor», denn «instruere» heißt ja: unterrichten.

Es ist aber nicht der Novizenmeister, der über die Zulassung zum Noviziat entscheidet. Dieser Entscheid liegt bei der Klosterfamilie selbst, dem sogenannten Kloster-Kapitel. Der künftige Novize wird also dem versammelten Kapitel vorgestellt, und nachdem er sich entfernt, erfolgt unter dem Vorsitz des Abtes die eingehende Beratung. Gestützt auf Zeugnisse, ärztliche Gutachten und persönliche Kenntnisse referiert der Novizenmeister über den Kandidaten und empfiehlt ihn zur Aufnahme – oder auch nicht. Dann folgt die Aussprache, zu der jeder mit Namensaufruf eingeladen wird. Es ist aber keine Sünde, nicht immer etwas zu sagen! Schließlich stimmen wir ab, geheim, mit Kügelchen: affirmativ, negativ, suspensiv.

Erreicht der Novize nicht das absolute Mehr, dann ist er durchgefallen; ein Entscheid, an den auch der Abt gebunden ist. Ist er aber angenommen, dann darf er das Noviziat beginnen, und am festgesetzten Tag überreicht ihm der Novizenmeister das Ordenskleid.

Die Zeremonie der Einkleidung ist überaus eindrucksvoll: «Zieh aus den alten Menschen mit seinen Werken», betet der Priester, dieweil der Novize ein Kleidungsstück ablegt; «und

ziehe an den neuen Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist.» Nun trägt er das Ordensgewand. Ein Gefühl beseligender Wärme umhüllt den jungen Mönch. Aber es gilt auch da: «L'habit ne fait pas le moine.» Das muß er erst werden, beharrlich und schmerzlich.

Es wäre falsch zu glauben, man quäle die jungen Menschen, trete auf ihnen herum und mache sie zu Schablonen. Ich denke mit großer Dankbarkeit an meinen greisen Novizenmeister, den sanften, edlen, reinen P. Maurus Nigg. Er war die verkörperte Güte und stand mit seinem Sinnen der Ewigkeit sehr nahe. Heute ist unser Novizenmeister ein kräftiger Mann in den besten Jahren, Doktor der Geschichte, zeitnah und klug. – Der Unterricht des Novizenmeisters vermittelt den künftigen Mönchen die Kenntnis von Regel und Orden und führt sie ein in die Kunst des geistlichen Lebens. Dabei hält er die Augen offen für alles, was seine geistlichen Schüler sind und brauchen. Offenheit und menschliche Wärme begünstigen die unentbehrliche Atmosphäre des Vertrauens. Wer diesen Einsatz nicht wagt, wird wohl sehr bald ausscheiden. Denn der Novize kann jeden Tag seinen Koffer packen, und auch das Kloster kann ihn jederzeit im Frieden entlassen. Harrt er aber aus, dann wird das Kapitel nach der Jahresmitte ein zweites Mal beraten, und vor dem Abschluß des Probejahres sogar ein drittes Mal; immer mit offener Aussprache, und mit geheimer Abstimmung.

Erst nach dieser dritten Hürde wird der Novize zugelassen, sein Mönchsversprechen abzulegen, aber auch jetzt noch nicht für immer, sondern zeitlich befristet auf drei Jahre.

### Die endgültige Entscheidung

**N**ACH dieser zweiten Probezeit ist ihm der Abschied nochmals freigestellt. Bleibt er aber bei seinem Entschluß, so berätet das Kapitel ein viertes Mal; und noch strenger muß der junge Mönch mit sich selber zu Gericht gehen. Denn nun gilt es ernst: Er steht vor den ewigen Gelübden, mit denen er sich unwiderruflich dem Dienste Gottes weihet.

«Wie kann man es wagen, sich ewig zu binden?» fragte mich einmal ein älterer Herr.

Ich gab ihm zur Antwort: «Man wagt doch

Foto: E. Huber  
Trüber Tag



auch die Bindung in der Ehe; jung, und dennoch für immer.»

Darauf verstummte er mit leisem Erröten. Erst später ging's mir durch den Kopf: Mein Fragesteller war noch ledig. – Auch die Gelübde sind ein Wagnis, wie alles Große im Leben – Ehe, Beruf und jeder wichtige Entscheid. Aber als Christen glauben wir auch an Gottes Licht und Gnade.

Und so gelobt der junge Mann Gehorsam, denn Christus war gehorsam bis zum Tode. Er verspricht die Armut – nicht die Armut eines Bettlers, aber den Verzicht auf jeden persönlichen Besitz und jede Begierlichkeit nach zeitlichem Gut; denn Christus forderte den reichen Jüngling auf, seinen Besitz zu veräußern und ihm zu folgen. Das dritte Gelübde, das ehelose Leben, werden sehr viele Außenstehende nie begreifen, obwohl sein Sinn im ersten Korintherbrief eindeutig klar für alle Zeiten ausgesprochen ist: «Ungestörte Hingabe an den Herrn» (1 Kor. 7, 35). «Um des Himmelreiches willen», sagt Christus bei Matthäus 19, 12, aber «nicht alle fassen dies» (Mt. 19, 10).

Ein letztes Gelübde bindet den Benediktiner an sein Kloster. Ich bin nicht Mönch des Ordens, sondern Mönch von Einsiedeln. Das ist nun meine Heimat, als Recht und Pflicht.

Der Tag der Gelübde ist wohl für jeden Mönch ein gewaltiges Erlebnis. Eltern und Geschwister und die ganze Klosterfamilie waren Zeugen des heiligen Schwures, den der Mönch in der Kirche, vor dem Hochaltar, mit lauter Stimme leistet. Auf Pergament sind seine Schwüre eigenhändig aufgezeichnet. Er legt das Dokument in die Hand des Abtes – es ist der Lehenseid an Gott, für immer!

In diese ersten Klosterjahre fällt auch die Zeit der philosophischen und theologischen Ausbildung. In Einsiedeln führen wir eine eigene «Theologische Hauslehranstalt» mit einem ganzen Stab fachlich ausgebildeter Lehrkräfte: Philosophie, Pädagogik, Dogma, Schrifterklärung, Moral, Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Patrologie, Pastoraltheologie, und auch eine Turnstunde fehlt nicht im Wochenprogramm.

Im ganzen dauert dieser asketisch-philosophisch-theologische Lehrgang mindestens sechs Jahre. Nach dem fünften Jahr erhalten die jungen Mönche gewöhnlich auch die Priesterweihe. Der Tag der ersten heiligen Messe, die Primiz, leuchtet als großes Ziel durch alle stillen Jahre des Wachsens und Ringens.

## Jedem das Seine

WAS aber wird nun mit dem jungen Mann, wenn seine theologischen Studien im Schlußexamen einen gültigen Abschluß gefunden haben? Das fragt er sich natürlich auch; aber die Entscheidung liegt nicht bei ihm, sondern beim Abt, dem «Gnädigen Herrn». Ein Benediktinerkloster ist gewissermaßen eine konstitutionelle Wahlmonarchie. Denn der Abt wird von den Mönchen gewählt, in streng geheimer Wahl (nach genauem Ritual und Protokoll). Einmal gewählt und von den kirchlichen Behörden anerkannt, ist er der Herr und Vater seiner Mönche (Abt heißt Vater, vom ägyptischen Abbas). Die meisten Benediktinerklöster wählen den Abt zudem auf Lebensdauer. Die Reihe unserer 55 Äbte kennt nur zwei, die zu Lebzeiten auf die äbtliche Regierung verzichteten.

Die kirchliche Oberbehörde eines Benediktinerabtes ist der Abtpräses einer Landeskongregation und der Abtprimas in Rom. In der schweizerischen Benediktinerkongregation führt gegenwärtig der Abt von Einsiedeln den Vorsitz. Als Abtei untersteht das Stift Einsiedeln direkt dem Papst.

Trotz seiner großen Machtbefugnis ist der Abt kein «General», schon gar kein Tyrann. Die Ordensregel mahnt ihn immer wieder, mit Maß und Schonung alles zu ordnen, immer eingedenk des allwissenden Gottes und seines strengen Gerichtes. Des weitern ist der Abt durch zusätzliche Konstitutionen gehalten, wichtige Entscheide und insbesondere auch Beschlüsse mit bedeutendem finanziellem Einsatz der Zustimmung seines Rates, oder gar des ganzen Klosterkapitels zu unterbreiten. Sankt Benedikt will, daß «das Haus Gottes von Weisen weise verwaltet werde». Also in allem benediktinische Diskretion!

Dessen wird sich der Abt vor allem auch erinnern, wenn es um das Lebenswerk und Lebensschicksal eines seiner Mönche geht. Er wird Talente und Neigung nicht übersehen, aber auch das Ganze im Auge behalten. Jetzt gilt es ernst mit dem Gehorsam! Träume und Flausen dürfen nicht entscheidend sein. Wir alle haben zu dienen, Gott, der Kirche und unserm Kloster. Auch der Obere möchte manchmal anders, aber die Verhältnisse sind oft viel stärker als der beste Wille. Man braucht nun einmal einen Kaplan in Freienbach, einen Katecheten in Trachslau, einen Klassenlehrer für

## VEXIERBILD

aus der Zeit vor dem letzten  
Weltkrieg



Wo ist der Verehrer?

die 2 b, auch wenn es nicht dem innersten Wunsch des jungen «Herrn» entsprechen sollte.

Doch wenn der neue Posten ihn einfach nicht befriedigt, dann wird man übers Jahr oder später wieder «sehen». Es ist nun einmal nicht jedes für jeden. Wir alle haben unsere Grenzen; und so lang man das weiß, ist es nicht einmal schlimm.

Zudem besitzt unser Kloster beneidenswert viele Arbeitsgebiete: Vorab die Seelsorge in der Wallfahrt, bei der Betreuung der Pilger (gegenwärtig jährlich rund 150 000), wie auch die Pfarrseelsorge in Einsiedeln und mehreren auswärtigen Pfarreien; ferner drei große Mittelschulen, die Stiftsschule Einsiedeln (320 Schüler), die kantonale Landwirtschaftliche Schule in Pfäffikon (190 Schüler) und das Collegio Papio in Ascona – ein achtklassiges privates Gymnasium vom Typus B und C mit

zirka 180 Schülern. Ferner stellt Einsiedeln für mehrere Töchterinstitute die Religionslehrer und betreut eine Reihe alter Frauenklöster mit einem gesetzten Beichtiger.

Aber auch die Verwaltung des Klosterbesitzes erfordert mehrere Kräfte, geschulte Agromomen, und als große Hoffnung und Sorge des Klosters wartet das neugegründete Priorat Los Toldos in Argentinien (1948), mitten im weiten Camp, auf verjüngenden Nachwuchs. Dieses junge Kloster liegt ungefähr 200 km westlich von Buenos Aires. Sein Grundbesitz ist die Stiftung einer kinderlosen argentinischen Señora, die mit der Schenkung die Aufgabe verband, für das umliegende arme Landvolk gratis eine Volksschule zu führen.

Dabei haben wir noch nichts gesagt von den Obern, der Bibliothek, dem Klosterarchiv und so vielen schönen Aufgaben, wie Wissenschaft und Kunst, die warten auf einen, der sie in Angriff nimmt. Wer möchte hier nicht sagen, «die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind so wenig». Wohl zählen wir heute 132 Priester-mönche, 64 Laienbrüder, 8 Kleriker und 4 Novizen. Aber es sind dennoch zu wenig.

Ferner brauchen viele Posten eine längere Anlaufzeit und gediegene Ausbildung. 37 Konventualen besitzen akademische Grade, und weitere 20 konnten sich wenigstens durch einige Semester an der Hochschule umsehen, oder stehen noch im Studium. Auch für Bildungsreisen haben die Obern gütiges Verständnis, natürlich mit Maß und Ziel.

### Was ist anders?

**E**INES ist klar: Der Unterschied zwischen unsern Klosterschulen und einer Kantonschule darf nicht in einer verminderten Leistung bestehen. Es war mir deshalb als Rektor der Stiftsschule Einsiedeln eine große Genugtuung, im Rapport des Präsidenten der Eidgenössischen Maturitätskommission (Prof. ETH Dr. M. Plancherel) vom 17. Juli 1956 den Satz zu finden: «Je remporte de ma visite actuelle l'impression que maîtres et élèves ont sérieusement travaillé et que l'école remplit bien les conditions imposées par l'ordonnance fédérale sur la reconnaissance des certificats de maturité.»

Und doch ist eine Stiftsschule keine Kantonsschule. Worin also liegt der Unterschied? Anders ist einmal sicher der Lehrkörper; innerlich geschlossener, getragen und beseelt von



einer starken Tradition, ausgerichtet auf das gemeinsame Ziel, weniger abgelenkt durch Familie, finanzielle Sorgen und Verpflichtungen in der Öffentlichkeit.

Anders ist auch das Lehrziel. Wir wollen und müssen nicht «neutral» sein. Wir dürfen offen bekennen und ohne Rückhalt, wofür wir uns verpflichtet wissen. Mögen auch hier Begabung, Charakter und vieles Menschliche auf manches einen Dämpfer setzen – ich leugne es nicht! – im Letzten sind wir uns sicher einig. Das wird der Schüler auf die Dauer fühlen, auch wenn es ihm selten oder erst später klar bewußt wird.

Anders sind schließlich auch die Schüler. Beinahe alle Schweizer Kantone sind vertreten, Zürich, St. Gallen und Schwyz an der Spitze, darunter immer auch liebe und flotte Confédérés der welschen Schweiz, vorab des Wallis.

Nicht weniger bunt ist die soziale Mischung. Unsere Schüler spiegeln durch ihre Herkunft sehr genau die Bevölkerungsstruktur der Schweiz. So zählten wir im Schuljahr 1956/57 auf insgesamt 344 Schüler 48 Bauernsöhne, 52 Väter sind Akademiker, 46 Handwerker, 40 Kaufmann, 36 Staatsbeamte, 15 Lehrer, 13 Industriearbeiter, 12 Gastgewerbe, 14 Mechaniker und Monteure, 10 Versicherungen, 7 Buchdrucker, 6 Bankwesen, 3 Prokuristen, schließlich Sakristan, Förster, Musiker, Bildhauer. – Welche Schule des Charakters und Verstehens, wenn 280 interne Schüler sich dauernd aneinander reiben, abschleifen, formen und ergänzen.

Der niedere Schul- und Pensionspreis von 1700 Franken (bis heute 1600 Franken) erlaubt es auch Söhnen einfacher Kreise, bei uns sich auszubilden. 137 Schüler stammen aus Familien mit 5 und mehr Kindern, 61 mit 4, 79 mit 3 Kindern.

Schließlich ein ganz Entscheidendes: das Milieu. Wir haben noch die Möglichkeit, zu formen und zu erziehen. Ein schönes, kultiviertes Haus verkörpert Form und Würde, die Gänge und Stiegen haben Maß und Schwung, die Kirche ist ein Jubel in Stein, klassische Musik fühlt sich im barocken Fürstensaal am rechten Ort, religiöse Feste und geweihte Stätten schaffen eine Atmosphäre, in der Heiliges noch wachsen kann. – Es liegt uns freilich fern – sehr fern! – die Wirklichkeit zu glorifizieren. Auch unsere Schule kennt Versager, Schwächlinge, Massenmenschen. Und nicht immer liegt

die Schuld beim Schüler. Trotz allem aber ist die Schule ein gesegnetes Arbeitsfeld des Klosters, und wir freuen uns, im Geistesleben der katholischen Schweiz mitzählen zu dürfen. Denn in den Jahren 1937–1956 verließen 813 Maturi unsere Schule, 729 waren vom Typus A, 84 vom Typus B. 36,1 Prozent wählten als Berufsstudium die Theologie, 17,6 Prozent Berufe der ETH und phil. II, 18,8 Prozent schrieben sich für die medizinischen Berufe ein, 11,3 Prozent wählten das Recht, die restlichen 16,2 Prozent entfallen auf Nationalökonomie, Pädagogik, Musik, phil. I usw.

Im Dienste dieser Schule stehen rund 35 Patres, die meisten mit großer Freude, und viele mit beispielhaftem Einsatz. Bildung und Erziehung waren den Benediktinern immer ein heiliger Dienst für Gott, und eine drängende Zeitaufgabe, der sich nur wenige Klöster ganz entzogen.

Der Segen dieser Arbeit fällt auch dem Kloster zu: Die Reihen schließen sich immer neu, und durch den Umgang mit der Jugend bleibt die eigene Seele jung.

### Die wirtschaftliche Seite

NUN aber eine Frage, die immer wiederkehrt: Wovon lebt denn das Kloster, denn diese Schüler kosten ja mehr als sie bezahlen? Gewiß, sofern wir die Lehrer bezahlen müßten. Nun aber schaffen wir alle gratis; wir leben alle aus der gleichen Kasse und liefern alles in die gleiche Kasse, wirklich alles. Wir haben auch kein Taschengeld. Was jeder braucht, wird ihm gegeben; was nötig und nützlich, darf er erbitten. Kleidung und Wäsche, Arzt und Sarg stellt uns das Haus; der Tisch ist gut gedeckt, einfach und kräftig, etwa im Stil einer bescheidenen Bürgersfamilie. Wir leiden keine Not und haben keinen Überfluß. Aber jeder leistet täglich seine Arbeit, der Schlosser und der Abt, der Lehrer, der Pfarrer und jeder Bruder. Wir sind im wirklichen Sinn des Wortes Kommunisten. Geschenke, sofern sie nützlich, dürfen mit Erlaubnis des Obern behalten werden. Aber Erbschaft, Honorar und Arbeitsgewinn gehören automatisch der Klosterkasse. Das ist die «Armut», wie wir sie üben.

Ohne diese Gratisarbeit auf der ganzen Linie wäre es heute ganz unmöglich, unsere Aufgaben zu meistern, und unser Kloster instand zu halten. Die Renovation der Klosterfront,

unter der initiativen Leitung unseres Abtes Dr. Benno Gut, überstieg unser Leistungsvermögen ganz bedeutend (Gesamtkosten beinahe 3,2 Millionen Franken). Ohne die Hilfe vieler guter Menschen, Behörden und Institutionen, wäre das Kloster an diesem Werk verblutet. Aber das «reiche» Kloster Einsiedeln! wie steht es denn damit? Gewiß, wir waren einmal sehr vermöglich, in der alten fürstlichen Zeit. Doch diese Zeiten sind vorbei. Was uns verblieb, sind einige Güter, Wälder und Weiden. Wir hüten dieses Erbe, weil wir dazu schon kirchenrechtlich verpflichtet sind. Wir sind eine «Stiftung» mit weitverzweigten Aufgaben und Pflichten, von denen die Sorge für die Pilger und anvertrauten Seelen die erste ist. Aber wie vieles hängt sich noch an uns, das mit den Seelen sehr wenig zu tun hat:

So sind mit manchem Gut auch schwere Lasten verbunden (Servituten), zum Beispiel Weiderechte, Unterhalt von Straßen (zum Beispiel eine lange Strecke der Etzelstraße samt Teufelsbrücke), Pachtrechte, Lieferung von Naturalgaben usw. Auch den Armen, Verschapften und Bettlern steht die Klostertüre immer offen.

Insbesondere aber sei hier erwähnt, daß manches Grundstück des Klosters aus mancherlei Gründen nicht rationell bewirtschaftet werden kann. Wir erinnern nur an die Insel Ufnau im Zürichsee (eine Schenkung Kaiser Ottos I. vom Jahre 965). Pietätsgründe verbieten dem Kloster, das zauberhafte Eiland «kommerziell» auszuwerten. Dafür freuen sich alle Besucher am heiligen Frieden dieses traumhaften Paradieses.

Ähnliches wäre zu sagen von der berühmten Einsiedler Pferdezeit (nachweisbar aus dem zwölften Jahrhundert). Das Einsiedler Halbblutpferd ist die Freude jedes Pferdekenners. Aber wirtschaftlich ist der ganze Marstall trotz bescheidener Bundessubvention eine schwere Last, von Rendite keine Rede!

Es ist nicht immer leicht, ein tausendjähriges Erbe mit Würde zu tragen. Wir sehnen uns gelegentlich darnach, mit David die Rüstung Sauls beiseite zu werfen. Denn was uns manchmal übrig bleibt, ist einzig der Vorwurf, «reich» zu sein. Einmal mehr sei es auch gesagt: Das Kloster Einsiedeln besitzt in Stadt und Kanton Zürich keinen Quadratmeter Grundbesitz, kein Haus, kein Geschäft, und keine Anteilscheine (auch nicht am Globus!). Und dies auf Ehrenwort.

Wir leben also von der eigenen Arbeit, vom bescheidenen Ertrag des eigenen Bodens (vor tausend Jahren fürstlich geschenkt), sofern die Löhne nicht alles verzehren, schließlich von den Almosen, nach dem Wort des Apostels: «Wer dem Altare dient, soll auch vom Altare leben.» – Zum Troste vieler sei noch beigelegt: Auch das Kloster zahlt seine Steuern, zahlte sogar nach dem Urteile Berns durch Jahrzehnte zuviel.

### Der Tageslauf

Wo aber bleibt bei diesen Sorgen, Aufgaben und Pflichten noch der Mönch? Wir werden morgens zirka 4.10 Uhr geweckt: Ein Laienbruder klopft, zündet das Licht an und grüßt: «Gelobt sei Jesus Christus.» 4.30 Uhr beginnt im Chor die Mette, bis 5.30 oder 5.45 Uhr. Das Chorgebet besteht aus Psalmen und Lesungen (Heilige Schrift und Kirchenväter). Die Psalmen werden rezitiert, lateinisch, flüssig und männlich, ohne Gesäusel; wir beten sie immer stehend. Die Lesungen hören wir sitzend an. Nie ist die Klosterfamilie so stark geeint wie in den Stunden, wo wir vor dem gemeinsamen Gotte stehen. Das Chorgebet verbindet uns auch mit der Welt, weit über die Schranken der eigenen Kirche hinaus. Niemand ist ausgeschlossen. Anschließend feiern die Priestermonche ihre tägliche Messe.

Ab 6.30 Uhr erwartet uns ein Frühstück, Milchkaffee, gedörrte Birnen, Brot und Käse, am Sonntag Butter. 7.15 Uhr beten wir Prim und Terz, anschließend das Konventamt. In der Prim, dem Weihegebet der kommenden Tagesarbeit, gedenken wir auch der Toten unseres Hauses. Täglich werden die Namen jener verlesen, die dauernd mit uns verbunden bleiben, als Mitbrüder, Wohltäter, treue Diener, und die an diesem Kalendertag ihr Lebenswerk vollendeten. So gehen sie im Geiste immer wieder an uns vorüber, auch wenn sie vor 30, 200, 900 Jahren lebten. Wir glauben, daß die Toten leben. Im Kloster haben auch die Toten Stimmrecht. – Das Konventamt, mit Choralgesang oder polyphonen Messen, ist unstrittig die Mitte unseres Tages. Durch den Altar sind wir mit Christus eins.

Nach 8.15 Uhr sind die meisten frei für ihre Arbeit: Seelsorge, Schule, Handwerk, Wissenschaft usw. 11.30 Uhr gemeinsamer Mittagstisch, im stilvollen Refektorium. Meistens

bewahren wir bei Tisch das Stillschweigen. Die Nahrung würzt eine Tischlesung, Hl. Schrift, religiöse Probleme und profane Lektüre, Tagesfragen aus der Zeitung oder eine geschichtliche Arbeit. Die Art der Tischlesung bestimmt ein Oberer. Es ist erstaunlich, wie vieles man in einem einzigen Jahr zu hören bekommt. Ähnlich ist es beim Abendtisch um 18 Uhr.

15.30 Uhr singen wir die Vesper, anschließend das berühmte Salve in der Marienkapelle. Fr. W. Förster sagte von diesem Gesang, er sei ihm der Inbegriff beherrschter Manneskraft. 19.30 Uhr ruft die Glocke zum Komplet, dem kirchlichen Nachtgebet. Ab 20 Uhr herrscht auf den Gängen und Zellen nächtliches Schweigen. Nie sind sie beseelter als jetzt, diese schweigenden Räume. Man darf zur Ruhe gehen, aber viele arbeiten noch lange, bis wieder das Pensum eines Tages sich erfüllt. – Erholungsstunden folgen mittags und abends nach Tisch. Billard, Jassen, Schach, Musik auf der Zelle, aber kein Radio (!), ein Zeitungszimmer, der große Garten, oder eine Siesta geben die nötige Erfrischung für Leib und Seele. Rauchen ist im ganzen Haus, und auch im Garten, streng verboten, für viele ein empfindliches Opfer. Umso besser schmeckt der Stumpen beim Spaziergang durch den Wald.

Im Ganzen ein geregeltes, würdiges Leben.

Gebet und Arbeit lösen sich immer wieder ab, damit wir nie die Sklaven unserer Pflichten werden. Was aber macht ein jeder aus diesem Leben? Nicht jeder ist ein Lebenskünstler, schon gar ein Heiliger. Auch im Kloster kann man ein Routinier werden, ein geistlicher Handwerker, ohne Geist und Werk. Aber auch dies ist möglich: die Flamme schützen und nähren, auf daß sie immer reiner brenne. Wenn ich bedenke, wie viele Männer ich mit reifem Antlitz, klar und würdig den Lauf vollenden sah, dann glaube ich sagen zu dürfen: Das ewige Licht ist noch nicht ausgelöscht.

Wird man im Kloster aber glücklich? Ich frage zurück, was soll das heißen: Glück? Wenn Glück bedeutet: Villa, Geld, Genuß und Ehren, dann sind wir um das Glück betrogen. Denn dieser Weg ist uns verwehrt. Wenn aber Glück bedeutet: Erfülltes Leben, den inneren Frieden, das Wissen um den rechten Weg, die Gnade Gottes, Sonne und Himmel und liebe Menschen, dann sind wir reich, sehr reich. Es gibt auch im Kloster treue Seelen, edle Freundschaft, menschliche Wärme, reine Güte und köstlichen Humor.

Aber auch dies ist möglich: Vereinsamte Wege, enttäuschte Hoffnung, verkümmertes Leben. Gibt es also auch Krisen im Dasein eines Mönches? Nur durch die Krise heilt die Krankheit aus. Reifen ist immer schmerzlich.

## Schweizerdeutsches Bilderrätsel (11)

VON K. WEGMANN



Auflösung Seite 70

Ob einer es übersteht oder daran zerbricht, ist Gnade und Schuld, Krankheit und Fügung, Tragik und Heldentum. Aber hindurch durch diese Läuterung muß jeder. Ob ihn die Glut versengt, ob ihn der Engel rettet, das weiß man erst am Ende.

Wir leugnen es nicht: Es gibt auch im Kloster Versager und Deserteure, wie in jeder Armee. Aber die meisten wachsen an ihrer Prüfung. Wie sieht diese Prüfung aus? Sie ist so vielgestaltig wie die List des Teufels, denn der Satan ist für Christus eine Wirklichkeit. Aber es wäre falsch zu glauben, die Krise beginne gewöhnlich mit der «Frau». Wer gesund ist an Leib und Seele, kann diese Spannung heil bestehen. Leidende Nerven aber gehören nicht ins Kloster. Der einzelne Tag ist nicht heroisch. Aber die Treue vieler Jahre ist etwas Großes und nicht leicht. Die größte Krise ist sich jeder selbst; sich selbst ertragen, mit seiner Begrenzung und Armseligkeit, mit seinem Charakter, in Stolz und Gehorsam – hier liegt die wahre Prüfung.

Auch die Rückkehr in die Welt, nach stillen Jahren der Sammlung, kann eine Prüfung sein. Das muß man verschaffen. Und letzte Antwort auf solche Fragen gibt es in keinem Buch, sondern im Kreuz über dem Betschemel auf der Zelle.

Der Friede der Zelle ist süß. Aber das Kloster ist keine Idylle. Was Meister Grünewald vom heiligen Antonius erzählt, ist auch im 20. Jahrhundert wahr.

Was aber macht ein Mönch, der am Kloster zerbricht und schließlich die Kutte wieder auszieht? Es gibt Fälle, wo das Kirchenrecht ihn befreien kann, und Fälle, wo die Bindung bleibt. Was macht er nun? Sagen wir offen, er hat es schwer. Vielleicht gelingt ihm äußerlich der Weg zurück, in irgendeine Form des Lebens. Geistig aber bleibt er meistens ein Entwurzelter. Er trägt das Stigma, er ist geweiht. – Diese Fälle sind zwar selten, aber sie kommen vor, und sind sehr tragisch. Und wir werden uns hüten, zu richten und Steine zu werfen. «Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle.» Vielleicht sind auch hier die Letzten einmal die Ersten. Was wissen wir von Schuld und Sühne eines Verirrten?

### Insel der Gnade und des Geistes

NOCHE eine letzte Frage: Sind Klöster wie unser Stift auch noch in dieser Zeit existenzberechtigt?

Ich meine, auf diese Frage gab der Historiker Toynbee die rechte Antwort: «Gott suchen ist an sich schon eine soziale Tat.» Und immer wieder sage ich allen Besuchern, wenn wir den Chor der Mönche betreten: Hier ist die Herzmittle. «Le chœur de l'abbaye est son cœur.» Nehmt diese Mitte fort, dann sind wir totes Museum. Wenn aber hier gebetet wird, zum lebendigen Gott, zum Gott der Völker, der Heimat und der Geschichte, dann hat auch alles andere einen Sinn.

Heute liegt die Versuchung nahe, die soziale Tat als einzige Leistung anzuerkennen. Vor einem Jahr, anlässlich einer Studienreise durch englische Colleges, traf ich im hohen Norden Schottlands einen jungen Franzosen aus der Brüdergemeinde von Charles de Foucauld – die Avantgardisten der sozialen Tat. Ich sagte ihm: «Vous faites ce qu'il faut faire aujourd'hui.» Worauf er bescheiden die Antwort gab: «Il faut faire les deux.» Diese Antwort ist richtig. Beides ist wichtig, die Avantgarde und das Réduit, die tätige Hand und das wärmende Herz.

Klöster sind Stätten der Ruhe, der Sammlung, Inseln der Gnade und des Geistes. Und wenn sie es sind, dann sind sie Zeugen des wirklichen Gottes.

UND zuletzt kommt der Tod – auch zu uns. Wir sollten ihn nicht fürchten. Er ist nicht Ende, sondern Anfang. Tatsächlich hat eine Beerdigung in unserm Kloster fast etwas Festlich-Heiteres an sich. Die Bestattung des toten Mitbruders, den seine Altersgenossen im offenen Sarg durch die Kirche tragen, ist frei von jeder parfümierten Trauer. Jetzt wird sich erfüllen, und hat sich erfüllt, was er geglaubt, ein Leben lang. Während der Sarg über die Stufen der Gruft zur Tiefe gleitet, stehen die Mönche im Kreis unter Asams Weihnachtskuppel. Goldenes Licht flutet aus der Laterne. Und durch die Räume zittert das frohe Lied: «In paradisum...» Jetzt ist der Kreis geschlossen, der Lauf vollendet. «Ich weiß, wem ich geglaubt», sagt Paulus.